

Zeichen der Zeit : 20 Jahre nach der "Zürcher Unruhe"

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **94 (2000)**

Heft 6

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zeichen der Zeit

20 Jahre nach der «Zürcher Unruhe»

«Die Wut der Betonkinder» – so war mein «Zeichen der Zeit» vom September 1980 überschrieben. Es galt der «Bewegung», die in Zürich gegen die Unwirtlichkeit einer physisch und mental einbetonierten Stadt den Aufstand wagte. Tausende schienen über Nacht der Resignation überdrüssig geworden zu sein. Die Nacht war datierbar: vom 30. auf den 31. Mai 1980, als erstmals 200 Jugendliche vor dem Opernhaus demonstrierten, zu dessen Sanierung 60 Millionen zur Verfügung standen, während für die kulturellen Bedürfnisse der Jugend die Mittel zu fehlen schienen. Der Konflikt eskalierte. Zürich verharrte zwei Jahre lang in einem politischen Ausnahmezustand. Aber auch mit Polizeieinsätzen gegen wahllos alles, was in «Bewegung» geraten war, liess sich die Resignation nicht wiederherstellen. Erst die Zerstörung des Autonomen Jugendzentrums AJZ brachte die «Bewegung» um ihr wichtigstes Symbol, wenn nicht um ihre Existenzgrundlage.

Zwanzig Jahre später reibe ich mir die Augen: Vor dem Opernhaus wird der Beginn der «Bewegung» gefeiert. Das altbekannte Transparent «Wir sind die Kulturleichen dieser Stadt» prangt wie eine Nostalgiefahne über dem Eingang. Wo einst die Eier flogen, spendiert der Opernhausdirektor Weisswein, Bier und Würstchen. Dem Journalisten des Tages-Anzeigers diktiert er ins Notizbuch, die Behörden hätten damals zu lange «den Druckkochtopf verschlossen gehalten, und heute sei man um die Off-Szene froh, welche die etablierten Kulturinstitute vor dem «Sterilisieren» bewahren täten» (31.5.2000). Freilich melden sich auch die Ewiggestrigen – von der NZZ, die schon immer «den Anfängen wehrte» (selbst wenn es gute waren), bis zum pensionierten Erziehungsdirektor Gil-

gen, der noch heute sein Verbot eines Videofilms über den Openhauskrawall am Ethnologischen Seminar rechtfertigt (TA 19.5.2000).

Auch wenn es diese «Bewegung» schon längst nicht mehr gibt, ihre Anliegen sind von unverminderter Aktualität. Die soziale Kälte, die 1980 mit Metaphern wie «Packeis» ausgedrückt wurde, hat nicht aufgehört zu bestehen. Aber auch das Bedürfnis nach Autonomie ist heute so legitim wie damals. Fragt sich nur, warum keine neue Bewegung mehr entstanden ist.

«Packeis»

«Freiheit für Grönland – schmelzt das Packeis», hiess eine scheinbare Nonsensparole, die das Jugendbeben begleitete. «Grönland» bedeutete Zürich, «Packeis» die Empfindung, die sowohl *Kälte* als auch *Eingeschlossenheit* zum Ausdruck brachte. Nach dem Ende der längsten Konjunkturphase der Nachkriegszeit wich der Zukunftsoptimismus der Zukunftsangst («no future») und ging Rezession einher mit Repression, wurde Dauerstress zum Überlebensprinzip in der Schule wie am Arbeitsplatz – sofern ein solcher angesichts der Knappheit der Lehrstellen zur Verfügung stand. Ihre Aggressionen kehrten die Jugendlichen nicht mehr wie 1968 gegen die etablierten Verhältnisse, sondern nach innen, als depressive Gewalt gegen sich selbst. Zürich hatte schon damals eine der weltweit höchsten Selbstmordraten. In dieser Situation kam die Bewegung überraschend – mit einer befreienden Kreativität.

Die «Zürcher Unruhe» war auch ohne Beispiel im In- und Ausland. Sie musste in der Stadt mit der reaktionärsten Variante des schweizerischen Bürgertums ausbre-

chen. Noch in seiner oft sprachlosen Wut, in den Ausschreitungen und gewaltsamen Eruptionen war das Jugendbeben die Widerspiegelung von *struktureller Gewalt* und Dialogunfähigkeit. Vergeblich versuchte die SP der Stadt Zürich einen Cordon sanitaire der Vernunft zwischen Behörden und Bewegung zu ziehen, denn die Alternative war eine Spirale der Gewalt, in der es letztlich nur Verlierer geben konnte. So kam es auch. Was wiederum nicht heisst, dass jegliche Veränderungen ausgeblieben wären.

Mit den 80ern ist vor allem die *Kulturszene* in Bewegung geraten. Aus den «Kulturleichen dieser Stadt» sind neue Kristallisationspunkte des kulturellen Lebens entstanden. Es gibt heute die Rote Fabrik, das Xenix, die Gessnerallee oder das Theater-Spektakel. Keinem Stadtpräsidenten würde es mehr einfallen, wie weiland Sigmund Widmer der Rockmusik die Kultur abzusprechen. Schon eher ist das Gegenteil der Fall, dass Politik und übrigens auch Wirtschaft heute alles, was Kultur sein könnte, für sich vereinnahmen. Auch die damaligen *Wohnexperimente* regten und regten neue Formen des Zusammenlebens an – von «Karthago» bis zur Überbauung Kraftwerk Zürich-West. Und der Lernprozess auf dem Weg zu einer liberaleren *Drogenpolitik* musste ebenfalls in der «Bewegung» oder in der Auseinandersetzung mit ihr seinen Anfang nehmen.

Dennoch gibt es die *soziale Eiseskälte* heute im Kanton Zürich nicht weniger als 1980. Die zur stärksten Partei aufgerückte SVP schafft die Erbschaftssteuern ab, verlangt eine Steuerfussreduktion um 20 Prozent und meint, für die sozial Schwachen brauche es weder eine Arbeitslosenversicherung noch eine AHV oder IV, die öffentliche Fürsorge genüge. Die SVP ist es, die heute «aus dem Staat Gurkensalat» machen will, und zwar «subito». Nur meint sie damit den Sozialstaat und nicht den Polizei- und Militärapparat. Wer sich der Umverteilung von unten nach oben entgegenstellt, wird als «Solidaritätsschwätzer» verunglimpft.

Aber wie geht das zusammen: der Durchbruch der alternativen Kultur und der

Abbruch des sozialen Friedens? Wäre diese Kultur etwa nicht mehr die Alternative, als die sie angetreten ist? Sie scheint sich mit jeder Politik zu vertragen, was hiesse, dass sie zutiefst *unpolitisch* wäre. In der WoZ ist bereits die Rede von der «totalen Kulturalisierung der Politik und umgekehrt der Depolitisierung der Kultur» (13.4.2000).

«Keine Macht für niemand»

Die 80er-Bewegung hat *Autonomie* für sich reklamiert, um Formen der *kollektiven und solidarischen Partizipation* einzuüben. Das war ihre Stärke, das lag auch auf der Linie der 68er-Bewegung, die mit der «Demokratisierung aller demokratisierbaren Bereiche» ein ähnliches Ziel anvisierte. Aber die 80er dachten nicht in grossen, gar weltweiten Entwürfen, sondern sie begnügten sich mit dem, was «subito» im Hier und Jetzt erreichbar war, erreichbar gewesen wäre. Sie verlangten «nur» ein eigenes Kulturzentrum.

Es ehrt die *SP der Stadt Zürich*, dass sie die Trägerschaft für das AJZ ausübte, auch wenn dieses Experiment angesichts der parteipolitischen Polarisierung zwangsläufig keinen Erfolg haben durfte und zur Niederlage bei den Gemeindewahlen 1982 führte. Es ehrt ebenfalls die *Evangelisch-Reformierte Landeskirche*, dass sie später zusammen mit Pro Juventute diese Trägerschaft übernahm und dabei eine Reihe gutbetuchter Steuerzahler verlor. Dafür hatte die Kirche im AJZ ihre «Basis» gefunden, Menschen, denen die Gute Nachricht zuallererst verheissen ist (Luk. 4,18f.). Dass dieses Experiment scheitern musste, lag nicht an einem mangelnden Engagement von Partei und Kirche, sondern war die Folge der sozialen Probleme, die sich im AJZ häuften. Gerade weil hier niemand ausgegrenzt wurde, weder die «Hänger» und «Penner» noch die «Fixer», ging es an der eigenen Überforderung zugrunde. Ein Aktivist von damals berichtet: «Zur Zeit als das AJZ offen war, wurden alle wichtigen Treffpunkte für Junkies dicht gemacht, so dass das AJZ ihr einziger Zufluchtsort blieb. Wir mussten zusehen, wie wir lang-

sam im Sumpf erstickten» (WoZ, 11.5.2000). Versagt hatte also nicht dieses wichtige Experiment, sondern einmal mehr die Politik, die im AJZ dafür den willkommenen Sündenbock fand.

Wichtig war das Experiment, weil es – wie der Psychiater *Emanuel Hurwitz* schreibt – eine Reihe von *Selbsthilfegruppen* hervorbrachte, «in denen ein unglaubliches therapeutisches Potenzial steckte» (TA, 9.5.2000). Sein Fazit lautet: «Im Keim entstand also eine neue Gesellschaft, die auf Hilfsbereitschaft, Zusammenarbeit und Solidarität bei der Lösung all der schweren Probleme aufbaute. Sie hätte Modellcharakter haben können und hätte es verdient, von aussen, von der etablierten Gesellschaft, mehr Unterstützung zu bekommen.»

Indem die «Bewegung» Autonomie forderte, folgte sie einem *anarchischen Strukturprinzip*, das die Gerechtigkeit nicht vom Staat erwartet, sondern «von unten» herstellen, durch solidarische Partizipation ermöglichen will. Die Bewegung hätte sich aber auch auf eine schweizerische Tradition berufen können: Die Vollversammlungen mochten noch so chaotisch verlaufen, sie folgten dem Geist unserer direkten Demokratie, der den Gemeindeversammlungen und den Landsgemeinden zugrunde liegt. Und die Bewegung wollte einen öffentlichen Raum zurückerobern, der «Allmende» im weitesten Sinn genannt werden könnte.

In meinem bereits erwähnten «Zeichen der Zeit» habe ich damals geschrieben: «Der Ruf nach <keiner Macht für niemand> signalisiert den möglichen Beginn einer Kulturrevolution, die uns not tut: einer solidarischen Abkehr vom <Zeitalter des Narzissmus>, wie Christopher Lasch die kollektive Seelenkrankheit ichverliebter, konsumwütiger, aber kontaktunfähiger Individuen im <sterbenden Spätkapitalismus> genannt hat, wo der Leidensdruck des Systems durch Selbstverhätschelung kompensiert wird. Die rechtsbürgerliche Gegenreformation nach 1968 ist am Ende. Gesucht werden neue Wege des <aufrechten Gangs>.» So hätte es gewesen sein können, wenn das Zeichen der Zeit, das von der Bewegung ausging, verstanden worden wäre.

Warum keine neue Bewegung?

Da sich das Packeis der *Entsolidarisierung* weiter ausbreitet und die Forderung nach partizipativer *Autonomie* nicht weniger berechtigt ist als 1980, stellt sich die Frage nach einer künftigen (Jugend-)Bewegung wie von selbst. Nur schon der Zwölf-Jahre-Rhythmus hätte nach dem Aufstand des Konformismus in der Ungarnkrise 1956, nach dem Aufstand gegen das Establishment 1968 und nach der «Zürcher Unruhe» 1980 einen weiteren Aus- und Aufbruch der Jugend nahelegt. Und hatte es 1992 nicht auch so etwas wie eine «Bewegung» gegeben, eine, die sich von allen Utopien verabschiedete, ihre Wut auf die Verhältnisse nach innen kehrte und auf dem Platzspitz die grosse Verweigerung praktizierte? Was aber kommt 2004?

Das *Potential* einer neuen (Jugend-)Bewegung ist in Zürich – wie anderwso – durchaus vorhanden. Es zeigte sich vor drei Jahren an einer Lux-Parade mit 8000 Beteiligten gegen die Einführung von Mittelschulgeldern. Es zeigte sich vor zwei Jahren in Solidaritätsaktionen mit bosnischen Jugendlichen, die von der Ausschaffung bedroht waren. Es zeigt sich neuerdings in «die junge Bewegung», die sich «rar» nennt und vor dem Zürcher Rathaus Mahnwachen gegen die Zwangsausweisungen von Kriegsvertriebenen aus dem Kosovo durchführt.

Aber vermutlich wird die neue Bewegung von *allen Altersklassen* und von *verschiedenen Zivilgesellschaften* ausgehen. Von den Betagten und Behinderten, den Langzeitarbeitslosen und Fürsorgeabhängigen, die sich gegen den Sozialabbau wehren, vom Staatspersonal, das den Service public verteidigt, vom Pflegepersonal, das von einer Rationierung seiner Leistungen nichts wissen will, und von weltweit sich vernetzenden Bewegungen, die das Recht der Menschen auf autonome Selbstbestimmung gegenüber dem globalen und totalen Markt durchsetzen wollen. Und von einer ökumenischen Bewegung, die diesen Kampf mit den spirituellen Waffen des Reiches Gottes begleitet.

Anmerkungen eines Alt-80ers zur «Wut der Betonkinder» (Zeichen der Zeit in NW 6/00)

Lieber Herr Spieler

Als Alt-80er habe ich Ihren Rückblick auf die Zürcher Unruhe in NW 6/00 und Ihren Seitenblick auf die 80er-Bewegung in NW 7-8/00 mit besonderem Interesse gelesen. Sie schreiben: «Aber die 80er dachten nicht in grossen, gar weltweiten Entwürfen, ... sie verlangten <nur> ein eigenes Kulturzentrum.» Auf den ersten Blick stimmt diese Beobachtung, täuscht aber darüber hinweg, dass nicht wenige «Bewegte» auch die Gesellschaft grundlegend kritisierten und sie verändern wollten, auch wenn ihre Systemkritik vor allem aus dem Bauch und weniger aus dem Kopf (wie bei den akademisch gebildeten und von der Frankfurter Schule beeinflussten 68ern) kam.

Kulturelle und gesellschaftliche Revolte

Die «Bewegung» wollte nicht nur eine kulturelle, sondern durchaus auch eine gesellschaftliche Revolte vom Zaun brechen. Vielleicht ist diese *politische Färbung des 80er-Aufbruchs* sogar der Hauptgrund, weshalb die «Bewegung» besonders in der reaktionären Stadt «Nekropolis», d.h. «tote Stadt» (ein italienischer Schriftsteller über die Finanzmetropole «Zureich» – Geld ist ja letztlich nichts als tote Materie), von den Herrschenden mit aller Härte bekämpft wurde.

Zum Vergleich: Im aus Zürcher Sicht provinziellen *Luzern* war die politisch-gesellschaftskritische Tönung der nur kleinen «Bewegung» hingegen ziemlich gering. Eine wichtige Folge davon war, dass die Stadt auf die kulturellen Forderungen der «Bewegten» einging und ihnen ohne Zögern mehrere alternative Kulturräume zur Verfügung stellte: das Jugendhaus «Wärchhof» und das Musikzentrum «Sedel», später zusätzlich das Kulturzentrum «Boa» und das Konzerthaus «Schüür». Wäre die bürgerlich dominierte Stadt Luzern auch so grosszügig gewesen, hätten die «Bewegten» – wie in Zürich – *das System selber in Frage gestellt* und auf den Strassen Sprüche wie «Kapitalismus führt zum Faschismus – Kapitalismus muss weg!» skandiert?

Eine bekannte Textpassage aus dem «Bewegungs»-Video «*Züri brännt*» belegt den gesellschaftskritischen Hintergrund der Zürcher Unruhe (in Luzern wagte niemand in der «Bewegung», derart provokative Töne anzuschlagen): «Es dau-

erte lange, bis Zürich brannte. Und als es endlich Feuer gefangen hatte, fand dieses keine Nahrung mehr. Denn der Beton tönt hohl und will nicht brennen. Ein Supersicherheitsklotzgefängnis ist kein Scheiterhaufen, aber modern. Modern, viereckig, grau und in Ordnung sind auch die von plastifizierten Hollywood-Monstern belebten Kinderspielflächen. In Ordnung ist überhaupt alles, was glatt, kahl und sauber ist. Gähnende Wüste unter Industriedunst. Gegen oben elegant sich verjüngende Turmarchitektur. Reduzierte Bildwelt. Andächtige Monotonie von Beamten-schritten in den öden Gängen der Registraturbehörden. Riesige planierte Flächen vor den Einkaufszentren, so leer und wunschlos wie die Köpfe der Familienväter am Sonntag. Doch unten, wo der Verputz zu bröckeln beginnt, wo verschämte Rinnale Kleenex-sauberer Menschenärsche zu stinkenden Kloaken zusammenfliessen, da leben die Ratten, wild wuchernd und fröhlich, schon lange. Sie sprechen eine neue Sprache, und wenn diese Sprache durchbricht, ans Tageslicht stösst, wird gesagt nicht mehr getan sein, schwarz auf weiss wird nicht mehr klipp und klar sein, alt und neu wird ein Ding sein. Krüppel, Schwule, Säuffer, Junkies, Spaghettifresser, Neger, Bombenleger, Brandstifter, Vagabunden, Knackis, Frauen und alle Traumtänzer werden zusammenströmen zur Verbrennung der Väter (des Systems; M.S.)»

Der *revolutionäre Impetus* lodert besonders aus dem letzten und wichtigsten Satz. Darin geht es um nichts weniger als um die Beseitigung des Systems, das die Gesellschaft in zwei Klassen aufspaltet: in die bourgeoisen Privilegierten (Väter) und die proletarischen Unterprivilegierten (Krüppel, Schwule usw.), die sich zusammenschliessen, um dem Sozialapartheid-System ein Ende zu bereiten. Diese sozialrevolutionäre Stossrichtung der «Bewegung» hängt auch wesentlich damit zusammen, dass die grosse Mehrzahl der «Bewegten» aus der Unterschicht und unteren Mittelschicht stammten – auch die heutigen Jugendlichen aus der Working Class werden in ihren politischen Ansichten zunehmend radikal, allerdings nicht linksradikal, sondern rechtsradikal, was alles andere als ein gutes Omen ist. Angesichts des sich auch in unserem Land ausbreitenden Rassismus und Rechtsextremismus spricht Kurt Marti von einer *schleichenden Weimarisierung* der Schweiz.

System ohne Notbremse

Der Rock-Song «Another brick in the Wall» (Ein weiterer Stein in der Mauer) der – damals noch – gesellschaftskritischen britischen Rockband *Pink Floyd* traf das Lebensgefühl und kulturell-politische Selbstverständnis von uns Jugendlichen haargenau und wurde zu dem Protestsong der 80er-Bewegung, wo immer sie sich bemerkbar machte (Zürich, Amsterdam, Bremen, Berlin und weitere Städte). Dasselbe galt für das 1979 erschienene Doppelalbum «The Wall» der gleichen Gruppe, aus dem dieser Song stammt.

Der Songtext lautet übersetzt (die Ergänzungen in Klammern stammen von mir): «Wir brauchen keine (autoritäre) Erziehung. Wir brauchen keine (totalitäre) Gedankenkontrolle, keinen blanken Zynismus im Schulzimmer (oder am Arbeitsplatz, im Militärdienst, in der Politik, in der Psychiatrie usw.). Lehrer und Lehrerinnen (auch Arbeitgeber und Arbeitgeberinnen, Politiker und Politikerinnen und andere Väter und Mütter des Systems), lasst die Kinder in Ruhe! He, ihr Lehrer und Lehrerinnen, lasst uns Kinder in Ruhe! Alles in allem ist es nur ein weiterer Stein in der Mauer (des Supersicherheitsklotzgefängnisses)! Alles in allem seid ihr nur ein weiterer Stein in der Mauer!» In der gleichnamigen Verfilmung von «The Wall» stecken die revoltierenden Schüler und Schülerinnen am Ende das Schulhaus in Brand: Dieser *postmoderne Maschinensturm* der Jugend symbolisiert im Kontext von «The Wall» nichts weniger als den Sturz des herrschenden Systems, das die Menschen (nicht nur die Jugendlichen) unterdrückt und ausbeutet, entfremdet und entmenschlicht, krank macht und zerstört. Der damalige Kopf von «Pink Floyd», *Roger Waters*, war ja ein bekennender Kommunist im Sinne eines radikalen Humanismus.

Das alles ereignete sich vor gut 20 Jahren. Doch wie sieht die heutige gesellschaftliche Situation aus? Die *ewiggestrigen Betonköpfe* sind immer noch oder schon wieder gewaltig am K(l)otzen – der bekannteste unter ihnen heisst Dr. Ch. Blocher, sprich «Der CH-Blocker». Wo aber bleibt diesmal die Wut der Betonkinder als legitime und notwendige Antwort darauf? Das heute herrschende killerkapitalistische und präfaschistische «System ohne Notbremse» (Ernst Jünger) mit einer stetig steigenden Zahl von «Kriegsopfern unseres Alltags» (Franz Hohler) provoziert und braucht eine neue «Verbrennung der Väter» im Vaterland und inzwischen auch im Global Village – «und zwar subito!»

Die beklemmenden Formulierungen von *Ernst Jünger* und *Franz Hohler* erinnern mich an den bekannten Spielfilm «Westworld» (Westliche Welt), der 1972 in den USA vom Schriftsteller, Drehbuchautor und Produzenten *John Michael*

Crichton gedreht wurde: In einem riesigen, ganz exklusiven Vergnügungspark können sich sehr gut betuchte Besucherinnen und Besucher amüsieren. Dort erleben sie aufregende Abenteuer mit menschenähnlichen Robotern. Doch stellen sich immer mehr technische, also *systemimmanente Pannen* ein. Die hochintelligenten, aber seelenlosen Roboter geraten schliesslich völlig ausser Kontrolle, greifen die Menschen an und bringen sie um. Die Techniker (nur Männer), welche das System im Hintergrund steuern und überwachen, müssen dem Massaker ohnmächtig zuschauen, denn das System hat keine Notbremse... Ist dieser Science-Fiction-Thriller eine *apokalyptische Metapher* für das heute real existierende «System ohne Notbremse», das immer mehr aus den Fugen gerät und immer schneller auf einen sozialen und ökologischen Abgrund zusteuert?

Auf die Revolution warten?

Jean Ziegler beschreibt dieses *globalisierte spätkapitalistische System* in folgenden Stichworten (die Ergänzungen in Klammern stammen von mir): «So ist die Welt: Ein paar Superreiche (wie z.B. «Sankt Christoph»), Millionen Opfer (in der weltweiten Vierfünftelgesellschaft sind es sogar Milliarden), wenig Hoffnung (wo ist Ernst Blochs «Prinzip Hoffnung» geblieben?). Wir warten auf die Revolution.»

Ich gehe noch weiter als der Systemkritiker Jean Ziegler: Wir dürfen nicht bloss passiv auf die Revolution warten, sondern müssen aktiv hier und heute *dissident, subversiv und revolutionär* denken, fühlen, reden, schreiben und handeln! *Rosa Luxemburg* schrieb dazu: «Wie Lassalle sagte, «ist und bleibt die revolutionärste Tat, immer das zu sagen, was ist.» Und von *Georges Bernanos* stammt der Satz: «Der gute Gott hat nicht geschrieben, dass wir der Honig der Erde sind, sondern das Salz» (vgl. Matthäus 5,13). *Franz Böni* verwendet dieses Zitat als Vorwort für seine Erzählung «Die Alpen», in der er die heutige Schweiz ohne Beschönigungen beschreibt. Revolutionär ist es, die düstere Realität nicht durch eine rosarote Brille zu betrachten oder gar fatalistisch hinzunehmen, sondern Widerstand dagegen zu leisten, d.h. nicht auf den viel zu oft gehörten billigen und dummen Spruch «Dagegen kann man doch nichts machen!» reinzufallen, sondern *prophetisch gegen die Resignation* anzukämpfen, wie der einleitende Artikel in NW 6/00 dies in ermutigender und vorbildlicher Weise tut. Der erste Satz dieser Frauen-Mahnrede liesse sich sogar verallgemeinern: «Wir arrangieren uns nicht mit den Zuständen auf dieser Welt» (statt bloss «in diesem Land»).

Mit «bewegten» Grüssen

Maximilian Schürmann